

Verstörende Erinnerung. Der Stalinismus im Gedächtnis Europas

Prof. Dr. Claudia Weber, Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder

Eröffnungsvortrag bei der Fachtagung

„Das Zeitalter der Umbrüche. 16. Ost-Westeuropäisches Gedenkstattentreffen“

21. bis 24. März 2018

Internationale Begegnungsstätte Kreisau / Polen

Am 10. Dezember 2009 erhielt die Rumäniendeutsche Schriftstellerin Herta Müller in Stockholm den Nobelpreis für Literatur. Ich muss gestehen, dass mir als Südosteuropahistorikerin - wie vielen anderen auch - der Name und das Werk der Autorin damals allenfalls flüchtig bekannt waren. Ich wusste, dass es sich bei Herta Müller um eine Rumäniendeutsche Autorin aus dem Banat, jener deutschen Enklave im Westen Rumäniens handelt, die ich allerdings einer leicht angestaubten Volkstums- und Minderheitenliteratur zuordnete. Noch während meines Studiums in den 1990er Jahren galt die Geschichte der Rumäniendeutschen als Fachbereich der ausgedehnten Langeweile, im schlimmsten Falle vermuteten wir dort, zuweilen nicht unbegründet, ein Rückzugsgebiet für obskur „rechtslastige“ Kommilitonen. Der Geschichte gegenüber verhielten wir uns distanziert, einerseits, um nicht selbst in den Dunstkreis eines unterstellten und tatsächlichen Revanchismus zu geraten, andererseits, und dies kann ich nur rückblickend reflektieren, um einer historischen Konfusion auszuweichen, die nicht nur welterklärende Junghistoriker verstörte.

Herta Müller entstammt einer „Tätergemeinschaft“, der ethnisch deutschen Bevölkerung im Banat, von denen nicht wenige Hitlers Machtübernahme hoffnungsfroh begrüßt hatten. Im Zuge der wirtschafts- und machtpolitischen Interessen in Südosteuropa versprach das Dritte Reich der deutschen Bevölkerung die Durchsetzung von Minderheitenrechten, die Groß-Rumänien in der politisch fragilen Zwischenkriegszeit zwar deklariert, aber nicht in die Tat gesetzt hatte. Seit November 1918, als die rumänische Nationalversammlung in Karlsburg den Anschluss Siebenbürgens und des Banats an das Königreich Rumänien beschloss, stand die Umsetzung der sogenannten „Karlsruher Beschlüsse“, die der deutschen Minderheit „volle nationale Freiheit“ in Unterricht, Verwaltung und Rechtspflege zusicherten, aus.¹ Erst auf Intervention des Dritten Reiches schien das autoritäre und antisemitische Regime General Antonescus, das sich den Deutschen außenpolitisch angenähert hatte, zur Realisierung der Minderheitenrechte bereit. Ende August 1940 feierten die Rumäniendeutschen ein auf dem Zweiten Wiener Schiedsspruch basierendes Protokoll zwischen dem Deutschen Reich und Rumänien, in dem sich das Königreich verpflichtete, die Angehörigen der deutschen Volksgruppe mit dem Mehrheitsvolk „in jeder Weise gleichzustellen und die Stellung der deutschen Volksgruppe im Sinne der Karlsruher Beschlüsse [...] weiter auszubauen.“² Wenige Monate später, am 23. November 1940, trat Rumänien dem Dreimächtepakt bei. Rumänische Truppen marschierten zusammen mit der 11. Armee der Wehrmacht in die Sowjetunion ein. Zu diesem Zeitpunkt lebten knapp 760.000 Deutsche in Großrumänien. Ungefähr 63.000 von ihnen, darunter auch der Vater von Herta Müller, traten der Waffen-SS bei und wurden unter anderem als KZ-Wachmänner in Auschwitz und Majdanek, aber auch in SD-Sondereinheiten eingesetzt, die an Massenerschießungen sowjetischer Kriegsgefangener beteiligt waren.³ Als Rumänien im August 1944 die Seiten wechselte und Deutschland den Krieg erklärte, wurden die Deutschen zu einem Feind, der stets an die eigene Allianz mit dem

1 Kendi, Minderheitenschutz, S. 44.

2 Erich Kendi, Minderheitenschutz in Rumänien, München 1992, S. 29f.

3 Zeitgeschichte online. Fachportal für die Zeitgeschichte, <http://www.zeitgeschichte-online.de>. Letzter Zugriff am 26.02.2011.

Dritten Reich erinnerte. Nach dem Einmarsch der Roten Armee und im Zuge der raschen Stalinisierung des Landes führte das Stigma der ethnischen Zugehörigkeit direkt in die Lager des Gulag. Stalin forderte die Deportation aller in Rumänien lebenden Deutschen zwischen 17 und 45 Jahren – unabhängig davon, ob sie Kriegsverbrechen begangen hatten. Im Laufe des Jahres 1945 wurden ungefähr 75.000 Personen verschleppt, darunter auch die Mutter von Herta Müller, die fünf Jahre in einem Arbeitslager in der heutigen Ukraine verbrachte.⁴

„Alles was ich habe, trage ich bei mir. Oder: Alles Meinige trage ich mit mir. Getragen habe ich alles, was ich hatte. Das Meinige war es nicht. Es war entweder zweckentfremdet oder von jemand anderem. Der Schweinslederkoffer war ein Grammophonkistchen. Der Staubmantel war vom Vater. Der städtische Mantel mit dem Samtbündchen am Hals vom Großvater. Die Pumphose von meinem Onkel Edwin. Die ledernden Wickelgamaschen vom Nachbarn, dem Herrn Cap. Die grünen Wollhandschuhe von meiner Fini-Tante. Nur der weinrote Seidenschal und das Necessaire waren das Meinige, Geschenke von den letzten Weihnachten. Es war noch Krieg im Januar 1945.“⁵ Mit diesen nun schon oft zitierten Zeilen beginnt Herta Müller den Roman „Atemschaukel“, in dem sie nicht nur ihrem engen Freund Oskar Pastior ein Denkmal setzt. „Atemschaukel“ beschreibt das Schicksal der Banater Deutschen, von Onkel Edwin, Herrn Cap und der Fini-Tante im sowjetisierten und später im Rumänien der Ceausescu-Diktatur. Als Mahnerin der Erinnerung an das kommunistische Unrecht, an staatliche Repression und die stete Bedrohung durch die berüchtigte Securitate ist Herta Müller nach der Verkündung des Nobelpreiskomitees im Oktober 2009 sowohl vorsichtig beäugt als auch gefeiert worden. Der Nobelpreis, schrieb etwa der *Spiegel*, sei ein „Fanal gegen das Vertuschen“, Müllers Schriftstellerkollege Ilija Trojanow sah in der Verleihung ein Signal gegen die Verniedlichung des kommunistischen Unrechts. Und die *Süddeutsche Zeitung* beschwor die Preisträgerin als „Meisterin der schrecklichen Vergegenwärtigung“ eines leidvollen Lagerlebens und des erniedrigenden Alltags im totalitären Staatssozialismus.⁶

Dass Herta Müller in der poetischen Annäherung an eine existentielle Diktaturerfahrung und an eine abgründige Heimatlosigkeit ihr Lebensthema gefunden hat, ist unbestritten. Es ist aber nicht der Grund dafür, dass ich meinen Vortrag so begonnen habe. Der Roman „Atemschaukel“ thematisiert die stalinistische Deportationspolitik gegenüber den Rumäniendeutschen. Damit beleuchtet er eine europäische Geschichte stalinistischer Gewalt, die lange Zeit sowohl aus der wissenschaftlichen Perspektive als auch aus der Erinnerung gefallen war. Der Terror Stalins ist überwiegend, da synonym zum „Großen Terror“ der Jahre 1935-1938 gebraucht, sowohl bei den Zeitgenossen, aber auch im reflektierenden Rückblick ein innersowjetisches Thema geblieben. Das jedoch war er nie, nicht einmal in den Zeiten der Ezhovshina, des Großen Terrors, als das NKWD internationale Kommunisten, Angehörige anderer Staaten und ethnisch-nationaler Gruppen massenhaft vernichtete. Stalins Terror war keine innenpolitische Gewalt, er richtete sich in seiner Begründung und Durchführung stets nach außen und nach Europa, und dies nicht erst mit dem Einmarsch der Roten Armee in Polen am 17. September 1939. In welchem Ausmaß bereits der Spanische Bürgerkrieg vom Terror des NKWD definiert worden ist, konnte erst in den letzten Jahren untersucht werden. In der Weltkriegserinnerung des Kalten Krieges aber war die internationale Dimension des Stalinismus in den Hintergrund gerückt. Vor diesem historischen Hintergrund formuliert Herta Müller eine Geschichte Europas, die es unmöglich macht, die Massenver-

4 Zu den Zahlenangaben und der Ereignisgeschichte siehe ebenda.

5 Herta Müller, *Atemschaukel*, München 2009, S. 7.

6 Fanal gegen den Furore des Vertuschens, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/>. Letzter Zugriff am 26. 02.2011. Thomas Steinfeld, *Der Hunger – nur er frisst immer weiter*, <http://www.sueddeutsche.de/kultur/> vom 8. 10. 2009. Letzter Zugriff am 26.02.2011.

richtung des Stalinismus und seine Vertreibungspolitik in der russischen und sowjetischen Erinnerung zu belassen.

Herta Müllers Roman „Atemschaukel“ konfrontiert den Leser mit den Verstörungen einer europäischen Gewalt- und Diktaturgeschichte, die dem Fortschrittsglauben des 20. Jahrhunderts verhaftet war und verheerende wie tragische Biographien produzierte. Ungewollt und einer persönlichen Tragik nicht entbehrend, wurde die Autorin so auch zu einer Meisterin dieser „schrecklichen Vergegenwärtigung“. Seit Herbst 2010 ist bekannt, dass das Leben des Lyrikers Oskar Pastior, das der „Atemschaukel“ zugrunde lag, nicht nur von den Erfahrungen in einem stalinistischen Lager zu berichten weiß. Unter dem Decknamen „Stein Otto“ war Pastior informeller Mitarbeiter der rumänischen Securitate. Nachdem der Münchner Germanist Stefan Sienerth zunächst nur eine Verpflichtungserklärung aus den frühen 1960er Jahren – also zwischen der Lagerhaft und der Ausreise in die Bundesrepublik 1969 – entdeckt hatte, verdichteten sich bald die Hinweise darauf, dass Pastior nicht nur ein als Informant registriertes Erpressungsoffer und, wie Herta Müller hoffte, eine „Karteileiche“ gewesen war.⁷ Offenbar hat er aktiv Spitzelberichte verfasst, die, so der Vorwurf eines früheren Kollegen, den Selbstmord des jungen Rumäniendeutschen Lyrikers Georg Hoprich im Jahr 1969 bedingten. Die biographischen Verstrickungen Oskar Pastiors, von denen Herta Müller überrascht und betroffen war, sind nicht nur ein bestechendes Beispiel für die Flüchtigkeit von Täter- und Opferkategorien, das zeigt, wie wenig diese Zuschreibungen dem Leben in einer Diktatur und Gewaltgesellschaft entsprechen. Die Biographie von Pastior und die jüngsten Enthüllungen demonstrieren – und das ist in der persönlichen Dimension nur als tragisch zu bezeichnen – wie das Spannungsverhältnis aus Fortschrittsglauben und Gewalt zum Lehrstück selbst für die „Meisterin ihrer schrecklichen Vergegenwärtigung“ geworden sind. Es ist ein Lehrstück, dem sich auch Historiker auf Dauer nicht entziehen werden können.

Für sie folgen aus diesem Lehrstück zwei Fragen. Die erste, die ich heute nur benennen kann, behandelt das Problem der angemessenen wissenschaftlichen Narration: Wie kann Wissenschaft den Verstörungen der europäischen Geschichte, den Ambivalenzen des Fortschritts, den fließenden Täter-Opfergrenzen und den Grauzonen des Krieges schreibend gerecht werden? Können Historiker, die sich bewusst gegen eine poetisch-fiktionale Sprache entschieden haben, diesen Verstörungen überhaupt in einer wissenschaftlichen Narration begegnen? Das Problem der schreibenden Annäherung an die „Koexistenz und Kopräsenz des Disparaten“ beschäftigt vor allem Osteuropahistoriker wie Karl Schlögel seit der Öffnung der sowjetischen Archive. In seinem im Jahr 2008 Furore machenden Buch „Terror und Traum. Moskau 1937“ hat Schlögel sich daher – wie ich denke ganz erfolgreich – an einem raum- und ortsbezogenen „Narrativ der Gleichzeitigkeit“ versucht, das die Extreme eines Lebens in der Gewalt in Stalins Moskau zusammenzog.⁸ Der Ansatz einer raum- und ortsbezogenen Geschichte ist zweifelsohne eine Methode, disparate Geschichte wie in einem Prisma zu vergegenwärtigen und zu erfassen.⁹ Sie wäre ebenso tauglich, wenn es darum geht, sich der Konfrontation mit den europäischen Diktaturerfahrungen – Schlögel bleibt beim Stalinismus – schreibend auszusetzen.

Eine andere Möglichkeit scheint mir – ebenfalls nicht neu auf der Spielwiese historiographischer Methoden – mit dem biographischen Ansatz gegeben. Ihm ginge es darum, das Prisma historischer Widersprüchlichkeit in der Beschreibung zeitgenössischer Biographien, wie der von Oskar Pastior, zu öffnen. Dem biographischen wird gelegentlich und nicht zu Unrecht vorgeworfen, in psychologisierende Spekulationen zu verfallen. Dann aber wäre er hier falsch verstanden. Mir geht es mithin nicht darum, biographische Wendungen zu erklären, sondern sie zum Ausgangspunkt zu nehmen, um die historische „Kopräsenz des Disparaten“ – Fortschritt, Gewalt und Re-

7 „Als wäre er der größte Spitzel“, in: Frankfurter Rundschau vom 10.12.2010.

8 Karl Schlögel, Terror und Traum. Moskau 1937, München 2008.

9 Schlögel, Terror und Traum, S. 23.

pression – ausbreiten und konzentrieren zu können. “Ich bin der Zweite Weltkrieg” – hat der im letzten Jahr verstorbene niederländische Autor Harry Mulisch diesen biographischen Ansatz einmal in der ihm nicht fremden großen Geste zusammengefasst. Mulisch bezog sich auf das biographische Spannungsverhältnis zwischen seiner jüdischen Abstammung mütterlicherseits und der NS-Kollaboration seines Vaters; ein Spannungsverhältnis, das das literarische Schaffen von Mulisch ebenso prägte, wie es die Realität des Zweiten Weltkriegs spiegelt. Aber damit möchte ich aber meine methodischen Anmerkungen auch schon beenden, sie sind unfertig und – wie bereits gesagt – nicht das Thema meines Vortrags.

Auch bei der zweiten Frage, der ich mich heute intensiver widme, handelt es sich um eine Fachfrage, die allerdings ungleich stärker mit gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Diskussionen um eine europäische Erinnerungskultur verbunden ist. Diese Diskussionen wurden insbesondere seit der EU-Osterweiterung in der Europapolitik geführt. Im Kern konzentrierten sie sich auf die Auseinandersetzungen mit und die eigentümliche Konkurrenz zwischen der nationalsozialistischen und der stalinistischen Gewalterfahrung; ein, wie Ulrike Jureit ihn nennt, erinnerungspolitischer Ost-West-Konflikt, der gerade bei der Suche und Etablierung von Erinnerungssymbolen und Erinnerungsorten augenfällig wird. Die Konstituierung des Holocaust als Gründungsmythos der westlich-europäischen Zivilisation auf der Holocaust-Konferenz in Schweden im Jahr 2000 zog, nachdem die ostmitteleuropäischen Staaten der EU beigetreten waren, so die Forderung nach sich, auch den 23. August – den Tag der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes – als europäischen Gedenktag zu etablieren.

Historikern mögen diese Denkmals- und Feiertagskonkurrenzen auf den ersten Blick anachronistisch erscheinen, kaum mehr als erstaunlich resistente Relikte aus der Gründungsphase europäischer Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, in der sich ethnische und nationale Gruppen auf Kollektivmythen und deren Vergegenwärtigung verständigten. Im Kern aber handelt es sich sowohl bei der Nations- als auch bei der Europabildung um einen Vergemeinschaftungsprozess, dessen Erfolg von der identitätsstiftenden “Erfindung” einer gemeinsamen Geschichte abhängt. Die Suche nach den europäischen Erinnerungsorten und der Rückgriff auf Gedenktage und Denkmäler sind dabei keinesfalls unmodern oder rückständig. Sie sind es allein aufgrund der schlichten Tatsache nicht, dass Gemeinschaften bislang nur über ein begrenztes Repertoire an Erinnerungssymbolen und Formen des Gedenkens verfügen. Ihre Wirksamkeit zu hinterfragen, steht die Anerkennung dieser Tatsache nicht im Wege. Robert Musil war sich schon 1927 während der Konjunktur europäischer Kriegsdenkmäler für den “Unbekannten Soldaten” sicher, dass “das Auffallendste an Denkmälern” sei, “dass man sie nicht bemerkt.” “Es gibt nichts auf der Welt”, schrieb Musil in seinem “Nachlass zu Lebenszeiten”, “was so unsichtbar wäre wie Denkmäler.”¹⁰ Dennoch und vielleicht gerade aufgrund ihrer Unsichtbarkeit sind Denkmäler und wohl auch Gedenktage bis heute bevorzugte Symbole der Erinnerung. Ihre Existenz zeugt von der Erfüllung einer Erinnerungspflicht und damit ist es dann auch getan.

Aber das nur als Exkurs und nun zurück zum erinnerungspolitischen Ost-West-Konflikt. Die Frage ist, ob vor dem Hintergrund der Widersprüchlichkeit von Opfer- und Täterzuschreibungen, konkurrierender Referenzerzählungen und der ideologischen Erblast der Gewalterinnerung im Kalten Krieg eine europäische Erinnerungskultur überhaupt möglich ist? Kann das derzeit krisengeschüttelte Europa auf einer gemeinsamen Geschichte gründen und wer sind die Akteure dieser “invention of tradition”? Hat sich diese Vorstellung in der Gegenwart schon überlebt? War sie ohnehin nur eine schöne Phantasie jenes „euphorischen Jahrzehnts“ nach dem Kalten Krieg? Ich

10 Robert Musil, Nachlass zu Lebenszeiten, 1927.

möchte mich diesen Fragen aus der historischen Rückschau nähern, um sicher keine abschließenden Antworten, aber vielleicht doch Ideen entwerfen zu können.

Kein Ort. Osteuropa

Nach dem Zweiten Weltkrieg existierte kein Europa, in dem die Erinnerung an den Stalinismus aufgehoben war. Im Osten war jede Auseinandersetzung mit dem Terror der 1930er Jahre und der stalinistischen Gewalt im Zweiten Weltkrieg ein hochpolitisches Tabu, dessen Infragestellung phasenweise lebensbedrohliche Folgen haben konnte. Allen politischen Konjunkturen und Wendungen zum Trotz blieb dieses Tabu der eigenen Gewalt- und Terrorgeschichte bis zu Gorbatschow unangetastet. Ihm gegenüber stand jener monströse Mythos vom „Großen Vaterländischen Krieg“, in dessen Schatten der „Große Terror“ zusammen mit allen widersprüchlichen Kriegserinnerungen verschwanden. Als Stalin am 24. Juni 1945 auf dem Roten Platz in Moskau seine große Siegesparade veranstalten ließ, marschierten kaum ehemalige Frontkämpfer, sondern Elitesoldaten auf, die nie einen Schützengraben gesehen hatten. Die bronzegeschmiedeten „Molodzi“ (Prachtkerle), die die Fahnen des Dritten Reiches vor das Lenin-Mausoleum warfen, versinnbildlichten nicht nur den Mythos der siegreichen Roten Armee. Sie präsentierten das Bild eines glanzvollen Sieges und des erhabenen Siegers Stalin, vor dessen Größe Themen wie Terror und Gewalt nahezu blasphemisch wirkten.¹¹

Auch Nikita Chruschtschows „Politik des Tauwetters“, die ganz richtig, häufig aber zu schematisch als Antipode zum Stalinismus beschrieben wird, brachte keine grundlegende geschichtspolitische Wende – erst recht nicht im Hinblick auf die Tabuisierung der Gewalt. Sicher veränderte die Kritik an Stalins Personenkult und an den Säuberungen die Konfiguration des Mythos: Stalin verschwand und aus den gestählten Elitesoldaten wurden wieder Frontkämpfer, die eine wenig glorreiche „Schützengrabenwahrheit“ von Dreck, Hunger und Tod verkündeten. In der Zeit des Tauwetters, die von der persönlichen Abrechnung mit dem Krieg geprägt war, wurden biographische Alltagserfahrungen künstlerisch bearbeitet und so kanalisiert.¹² Erwähnen möchte ich hier nur Filme wie „Ballade über einen Soldaten“ (1959) – der Regisseur Grigori Tschuchrai war ein ehemaliger Frontsoldat – oder Andrej Tarkowskis Film „Iwans Kindheit“ von 1962, der von den Einwirkungen des Krieges auf die Kindheit erzählte.

Parallel zur Entwicklung in Westeuropa, der Bundesrepublik und den USA begann auch in der Sowjetunion in den 1960er Jahren eine vorsichtige Hinwendung zum Holocaust. Die Betrachtung der jüdischen Bevölkerung als Opfer des Krieges war im politischen Antisemitismus der späten Stalin-Zeit undenkbar gewesen. Nun veröffentlichte Jewgenij Jewtuschenko sein Gedicht „Babij Jar“, das zur Textgrundlage für Dimitrij Schostakowitsch 13. Symphonie wurde. Als in Kiew erste Diskussionen um ein Denkmal für die Opfer von Babij Jar einsetzten, zog Chruschtschow jedoch schnell die Reißleine. „In Babij Jar“, beendete er die Denkmalspläne, „sind auch Russen umgekommen. Wer noch? Wenn wir uns damit beschäftigen, dann rufen wir einen Konflikt hervor.“¹³ Diesen Konflikt, der die Auseinandersetzung mit der antisemitischen Politik Stalins und populären Ressentiments bedeutet hätte, vermied die sowjetische Geschichtspolitik bis zur Perestroika. Wie schon unter Stalin ging auch in der Ära Breschnew die Vernichtung der Juden in der allgemeinen Formel von der „Vernichtung friedlicher sowjetischer Bürger“ auf. Der Mythos vom „Großen Vaterländischen Krieg“ erstarrte in den 1970er Jahren in einer monumentalen Denkmals- und Erinnerungskultur, deren Klischees, Rituale, Orden und Sonderrechte für Veteranen persönliche und

11 Irina Scherbakowa, *Zerrissene Erinnerung. Der Umgang mit Stalinismus und Zweitem Weltkrieg im heutigen Russland*, Göttingen 2010, S. 14.

12 Scherbakowa, *Zerrissene Erinnerung*, S. 25.

13 Scherbakowa, *Zerrissene Erinnerung*, S. 26.

erst recht widerspenstige Erinnerungen erstickten. „Niemand wird vergessen“ und „Erweist Euch der Gefallenen würdig“ waren Pathosformeln der Erinnerung, die jedes Jahr am 9. Mai vor den gigantischen Gedenkarealen auf dem Mamaew-Hügel in Stalingrad (Wolgograd) oder am Grab des unbekanntenen Soldaten in Moskau abgegeben wurden.

Die Geschichte der Gewalterinnerung in der Sowjetunion, die vor allem eine Geschichte der mythologisierten Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ ist, habe ich hier nur in Umrissen skizziert. Dabei ging es mir vor allem darum, am Möglichen zu zeigen, was nicht möglich war. Denn allen Modifikationen zum Trotz, blieben die stalinistische Gewalt und der sowjetische Terror in Europa aus der kollektiven Erinnerung ausgeschlossen. An dieser Tatsache konnte auch das Erscheinen von Alexander Solschenitzyns „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ im Jahr 1962 nicht wirklich etwas ändern. Gerade weil Solschenitzyn mit Iwan Denissowitsch einen Soldaten zum Helden gemacht hatte, der nach der deutschen Kriegsgefangenschaft im Gulag gelandet war, hätte eine politische Öffnung der Buchdiskussion den Kriegsmythos erschüttern können. Wenn überhaupt, dann wurde Stalins Terror einbezogen in die Kritik an der Person und am Personenkult – mit einer Aufarbeitung der Gewaltgeschichte hatte diese Kritik nichts gemein. Die europäische Dimension des Stalinismus fand hier nicht einmal eine Nische. Themen wie die Säuberungen des NKWD in Spanien, die stalinistische Gewalt in Ost- und Südosteuropa, die Vertreibungs- und Vernichtungspolitik während der Besatzung durch die Rote Armee und die vielfältigen Formen der Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich während des Hitler-Stalin-Paktes blieben bis zum Ende des Kalten Krieges unangetastet.

Die tief verwurzelte Berührungsangst hatte vor allem eine Ursache. Jede, auch jede künstlerische Bearbeitung der ethnisch-nationalen Vertreibungspolitik, der sexuellen Gewalt und der Säuberungen bei der Sowjetisierung Osteuropas hätte die politische Legitimation Moskaus in den Satellitenstaaten maßgeblich erschüttert. Geschichte und Erinnerung wurden von Stalin, Chruschtschow, Breschnew bis hin zu Gorbatschow als existentielle Gefahren für den Zusammenhalt des sowjetischen Imperiums nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet. Gorbatschows Weigerung, den Befehl Stalins und des Politbüros über die Erschießung von 22.000 polnischen Kriegsgefangenen im Jahr 1990 endlich zu veröffentlichen, ist nur ein beredtes Beispiel. Obwohl Außenminister Eduard Schewardnadze, Valentin Falin und selbst der Chef des KGB Krutschkow schon Ende März 1989 unmissverständlich klargemacht hatten, dass „die Zeit in diesem Fall nicht unser Verbündeter“ ist und die innersowjetischen Diskussionen über den „Großen Terror“ bereits in vollem Gange war, zögerte Gorbatschow bei der Aufarbeitung sowjetischer Kriegsverbrechen.

Eine weitere Ursache für jahrzehntelange Tabuisierung und die große Zurückhaltung mit der die internationale Dimension des Stalinismus letztendlich offengelegt wurde, ist in den Satellitenstaaten selbst zu suchen. Auch ihre Führer – von Todor Schiwkow über Jaruzelski bis hin zu Honecker – fürchteten die Erosion der eigenen Macht, wenn darüber diskutiert werden würde, wie ihre Parteien an diese Macht gelangt waren. Dabei ging es ebenso um die Auseinandersetzung mit den stalinistischen Repressionen gegenüber der internationalen kommunistischen Bewegung – in den 1930er Jahren war die Kommunistische Partei Polens nahezu ausgelöscht worden – wie um die gewaltsame Machtübernahme nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Abhängigkeit der kommunistischen Parteien von Moskau machte sie zu Apologeten sowjetischer Geschichtsmysmen. Die osteuropäische Erinnerung ordnete sich einer „Meistererzählung“ unter, die lediglich um die Topoi der Befreiung und des antifaschistischen Widerstandskampfes erweitert wurde. Eine Holocaust-Erinnerung war auch in Osteuropa nicht möglich, zumal sie nicht nur in Ungarn, Rumänien oder Polen an den eigenen Antisemitismus erinnert und aus Opfern Kollaborateure und Täter gemacht hätte.

Die den geschichtspolitischen Mythen des Staatssozialismus widersprechenden Gewalterfahrungen überdauerten in Nischen. Die Erinnerung an die sexuelle Gewalt des Krieges, beispielsweise an die Massenvergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee, wählte eine verschlüsselte Sprache, etwa in Sätzen, die, um vollständig zu sein, nicht beendet werden mussten: „Als dann die Russen kamen ...“. Vertreibungs- und Gulagerfahrungen überlebten ebenfalls sprachlich codifiziert im Familiengedächtnis oder sie wurden als soziales Verhalten vererbt. So berichtet Herta Müller davon, wie sehr die Lagerjahre ihrer Mutter ihr eigenes Leben prägten: ihren Namen erhält sie von einer in der Haft verstorbenen Freundin der Mutter und der Satz „Im Lager gab es nichts zu essen“ begleitete die Mahlzeiten ihrer Kindheit.¹⁴ Und drittens überlebten die dem Befreiermythos widersprechenden Erinnerungen an die Sowjetisierung Osteuropas in dissidentischen Kreisen und im Samizdat. In der damaligen Volksrepublik Polen hinterließen, um nur ein Beispiel zu nennen, vor allem Andrzej Wajdas frühe Filme „Kanal“ von 1956 und „Asche und Diamant“ von 1958, die das tragische Schicksal der Polen im Zweiten Weltkrieg und die Niederschlagung des Warschauer Aufstandes vor den Augen der Roten Armee thematisierten, sichtbare Risse im Bild der sowjetischen Befreier. Zu einem zentralen Erinnerungstopos der Gegenwehr aber wurden die Massenerschießungen von Katyn. Die unter der Bevölkerung und selbst in Parteikreisen weit verbreitete Überzeugung, dass die polnischen Kriegsgefangenen von Berijas NKWD auf Befehl von Stalin ermordet worden waren, untergrub die Macht der Sowjetunion, aber auch die der nationalen Kommunisten beharrlich. „Katyn“ wurde zu dem zentralen Geschichtsthema in der Auflösungsphase der Volksrepublik Polen. Die Forderungen nach der Aufklärung dieses Kriegsverbrechens und einem sowjetischen Schuldbekenntnis waren so nachdrücklich, dass sich die Polnische Kommunistische Partei im Interesse des eigenen Machterhalts zu Zugeständnissen genötigt sah. Der Sprecher der polnischen Regierung, Jerzy Urban, hatte die Version von der Ermordung durch das NKVD im Frühjahr 1940 als offizielle polnische Sicht sanktioniert. Dieser Schritt der Jaruzelski-Regierung, der dazu dienen sollte, die Öffentlichkeit ruhig zu stellen, kollidierte mit dem Widerstand Gorbatschows, sich der „internationalen“, vor allem aber der europäischen Dimension des Stalinismus zu stellen.

Kein Ort. Westeuropa

Lassen Sie mich nun nach Westeuropa blicken. Dort entstand nach dem Zweiten Weltkrieg eine Rechts-, Markt-, und allmählich auch eine politische Gemeinschaft, die sich Europäische Union nannte. Ihre identitätsstiftende Erinnerung basiert heute auf dem Holocaust. Der Holocaust ist der historische Referenzpunkt der europäischen Selbstverständigung, ein appellativ-negativ besetzter Erinnerungsort, von dem eine Zivilisierungsmission ausgeht: Vor der Wiederholung der Geschichte schützt nur eine demokratisch verfasste europäische Gesellschaft.¹⁵ Diesem Gegenwartsauftrag und Zukunftsentwurf liegt die Holocaust-Erinnerung zugrunde. Ganz ähnlich aber wie der Historiker Peter Novick einmal für den US-amerikanischen Fall beschrieben hat, wurde der Holocaust auch in Europa und in der Bundesrepublik erst im Verlauf der späten 1960er Jahre zu jenem unhinterfragbaren Geschichtstopos.

Von einer europäischen Holocaust-Erinnerung, die nicht nur auf Widerstands-erzählungen und Opferidentifikationen basierte, sondern auch die Konfrontation mit der Täterschaft Europas zugelassen hat, kann jedoch erst seit den 1990er Jahren gesprochen werden. In Westeuropa waren es vor allem Publikationen wie Henry Rousos 1987 erschienenes Buch „Le Syndrome de Vichy“, die den Mythos einer in der Résistance vereinten französischen Nation dekonstruierten und Kol-

14 Die Waffe Poesie, in: Der Spiegel 42/2009, S. 146-149, hier S. 147.

15 Seit der Holocaust-Konferenz in Schweden im Jahr 2000 ist der Holocaust als europäische Gedenkverpflichtung festgeschrieben. Zitieren aus der Erklärung.

laborations-praktiken bei der Vernichtung der europäischen Juden beschrieben. (Der US-amerikanische Historiker Robert O. Paxton hatte bereits 1972 mit „Vichy France. Old Guard and New Order, New York 1972, einen ähnlichen Versuch unternommen und war dabei auf heftigen Widerstand der französischen Öffentlichkeit gestoßen. In den 1990er Jahren waren es dann vor allem französische Wissenschaftler, die die eigene „Meistererzählung“ hinterfragten).

In Osteuropa, speziell in Polen, löste das Buch des US-amerikanischen Historikers Jan T. Gross „Nachbarn: der Mord an den Juden von Jedwabne“ im Jahr 2001 eine leidenschaftliche Debatte über die polnische Mittäterschaft bei der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung aus.¹⁶ Die Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld an der Judenvernichtung, der ein struktureller gesellschaftlicher Antisemitismus zugrunde lag, ist gerade in Polen ein schmerzhafter Prozess. Basierend auf der Erinnerung an die historischen polnischen Teilungen und die doppelte, oder sogar dreifache Besatzungserfahrung durch das Dritte Reich und die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und danach abermals durch die Sowjetunion bilden Opfermythen den unantastbaren Kern einer nationalen Identität, die sich stets als starker Gegenpart zum staatssozialistischen System positionierte.

Wo aber hatte die Erinnerung an die Gewalt des Stalinismus ihren Ort? In einer bemerkenswerten Parallelität zu Osteuropa dominierte auch in Westeuropa eine Stalinismus-Erinnerung, die auf die innersowjetische Dimension des Terrors beschränkt blieb. Stalins Repressionen und seine Vernichtungspolitik waren nicht tabuisiert, solange sie ein Problem der sowjetischen Diktatur- und Kommunismus-erfahrung blieben. Arthur Koestlers Roman „Sonnenfinsternis“, der 1940 – zur Zeit des Bündnisses zwischen Hitler und Stalin – in England erschien und zum internationalen Bestseller wurde, beschrieb die Atmosphäre der Moskauer Schauprozesse gegen die alten Bolschewiki. Die Hauptperson des Romans, der Mitstreiter Lenins und ehemalige Volkskommissar Rubaschow vereint Züge von Karl Radek, Nikolai Bucharin und Leo Trotzki, die allesamt Stalins Terror zum Opfer fielen. „Sonnenfinsternis“ ist ein Buch über die allmähliche Verdunkelung der Sowjetunion, nicht die Europas. Derselbe Befund trifft auch auf Alexander Solschenitzyns Epos über den „Archipel Gulag“ zu. Das im Dezember 1973 in russischer Sprache erstmals in Paris veröffentlichte Werk, das zu den einflussreichsten Büchern über die Geschichte des 20. Jahrhunderts gehört, entlarvt das stalinistische Justiz- und Lagerwesen innerhalb der Sowjetunion. Der Terror außerhalb der Landesgrenzen blieb auch bei Solschenitzyn ausgespart. Beide Bücher waren bei ihrem Erscheinen – 1940 und 1973 – harschen Anfeindungen der europäischen, insbesondere der französischen Linken ausgesetzt. In Großbritannien und den USA wiederum stärkten sie den Anti-kommunismus der Kalten Krieger. Und auch wenn ich hier nicht auf diese Debatten eingehen kann, so sollten diesen beiden Beispiele doch skizzieren, dass die Stalinismus-Erinnerung in Westeuropa vor allem eine auf die Sowjetunion fokussierte Erinnerung war.

Die Erinnerung an den stalinistischen Terror im Zweiten Weltkrieg, die Kriegsverbrechen und die ethnisch und national motivierte Vertreibungspolitik fristete – auch dies wieder in erstaunlicher Parallelität zu Osteuropa – allenfalls ein Nischendasein, wie ich eingangs etwas impressionistisch-biographisch zeigen wollte. Sie war – wenn überhaupt und häufig eher verbrämt – aufgehoben in der persönlichen oder familiären Erinnerung, auch hier in einer codifizierten und verschlüsselten Sprache. Der Wille zum Wiederaufbau und zur Anpassung an die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft verdrängte für Vertriebene, für Opfer sexualisierter Gewalt und für die aus den NKWD-Sonderlagern Entlassenen die Auseinandersetzung mit der persönlichen Ge-

¹⁶ Jan T. Gross, *Neighbors: The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland*. Princeton 2001. Deutsch München 2001.

schichte.¹⁷ Der geschichtspolitischen Abwehr des stalinistischen Terrors kam diese Überlebensstrategie entgegen. Die in "Verdrängter Terror" – so der Titel des Buches von Bettina Greiner – beschriebene Gewalt des sowjetischen Lagersystems, die an den Orten der nationalsozialistischen Konzentrationslager stattfand, wurde, wie die Autorin zeigt, überhaupt erst nach dem Ende des Kalten Krieges thematisiert. Die Nischen, die im Kalten Krieg existierten, waren weniger der Gewalterinnerung, als vielmehr der Verlusterfahrung vorbehalten. Organisationen wie der Bund der Vertriebenen thematisierten diesen Heimatverlust und verschrieben sich der exterritorialen Pflege einer regionalen Identität und Tradition. Auf der anderen Seite standen Forderungen nach materieller Entschädigung, die das durchlebte Leid und den Verlust wenigstens materiell anerkennen und ausgleichen sollten. Auch die 1950 gegründete Vereinigung der Opfer des Stalinismus, die Interessenvertretung der aus den sowjetischen Speziallagern entlassenen Häftlinge, kümmerte sich vor allem um praktische Fragen der Rehabilitation und der materialen Entschädigung.

Beide, sowohl die Vertriebenenverbände als auch die Interessenvertretungen der Opfer des Stalinismus agierten in den ideologischen Kraftfeldern des Kalten Krieges nie unpolitisch. Ihre Rhetorik und ihr Handeln waren gekennzeichnet von einem radikalen Antikommunismus, der nur am rechtspolitischen oder sogar rechtsextremen Rand zu verorten war. Im Zuge der in den späten 1960er Jahren einsetzenden Vergangenheitsaufarbeitung und Holocaust-Erinnerung gingen die Erinnerungen an die Flucht, die Vertreibungen und die Gewalt der sowjetischen Befreiung mit einem politischen Revanchismus einher, von dem sich die bundesdeutsche Geschichtspolitik klar abzugrenzen hatte, waren doch die Vorwürfe oft nur zu berechtigt. In der Tat dienten Vertriebenenverbände und Organisationen wie der völkisch-konservative Witiko-Bund als Auffangbecken für ehemaligen NS-Funktionäre aus den Ostgebieten, die unverblümt auf einer Grenzrevision bestanden und die Verbrechen des Dritten Reiches relativierten. Dass die Gewalt des Stalinismus, wenn überhaupt, dann vor allem von Geschichtsrevisionisten am rechten Rand thematisiert wurde, hat dem erinnerungskulturellen Umgang mit ihr erheblich geprägt und erschwert. Das "Überleben am rechten Rand" war eine Ursache für den Verlust der internationalen Dimension der westeuropäischen Stalinismus-Erinnerung.

Die "andere", die linke Seite der Kalten-Kriegs-Rhetorik begleitete die Stalinismus-Erinnerung häufig mit dem Vorwurf des Revanchismus. Auf die Debatten und Anfeindungen, mit denen die europäische Linke auf das Erscheinen der Bücher von Arthur Koestler oder Alexander Solschenitzyn reagierte, habe ich bereits kurz hingewiesen. Eine Thematisierung der außersowjetischen Verbrechen wurde darüber hinaus vermieden oder sie wurde eben mit dem Etikett der Relativierung deutscher Verbrechen versehen. Im Kalten Krieg oszillierte die Stalinismus-Erinnerung zwischen der Relativierungsabsicht der Rechten und dem Relativierungsvorwurf der Linken, die sich von den "gestrigen" Geschichtsentwürfen radikal distanzierte. In meinem Buch, das sich mit dem Umgang der stalinistischen Massenerschießungen tausender polnischer Kriegsgefangener bei Katyn beschäftigt, habe ich die Kommunikationsmuster zwischen Relativierungsabsicht und Relativierungsangst untersucht. Es war für mich sehr interessant bei dieser Untersuchung zu entdecken, in welchem Maße diese Kommunikationsmuster auf die nationalsozialistischen und die stalinistischen Propagandaschlachten des Krieges selbst zurückzuführen sind. Im Frühjahr 1943, als Goebbels sich mit dem Fund der Massengräber als Aufklärer bolschewistischer Verbrechen gerierte, reagierte Stalin auf die deutschen Version, die Polen wären vom sowjetischen NKWD

¹⁷ In den Heimatfilmen wie die "Mädels vom Immenhof" (1954) oder "Grün ist die Heide" (1951) setzten sich nicht mit dem Schrecken und der Schuld der Vergangenheit auseinander, sondern präsentierten einen "beschönigenden Integrationskitsch" (Peter Stenner), der die Gewalterfahrungen ausblendete. Andreas Kossert, Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008, S. 269ff.

(GPU) ermordet worden, mit dem Appell, dass jeder, der diese Version glaube, sich als Hitlers Kollaborateur entlarve. Die Verbindung zwischen der deutschen Tatversion und dem Kollaborationsvorwurf entstammte der Gewaltsprache des Stalinismus, die das Andere stets zum Feind erklärte. Stalins Kollaborationsvorwurf war nicht nur politisch äußerst wirksam. 1943 diente er u.a. dazu, die polnische Exilregierung in London, die eine Aufklärung der Massenerschießungen forderte, politisch kaltzustellen, um seine Nachkriegsordnung in Polen durchzusetzen. Er konstruierte damit ein Muster der Katyn-Kommunikation, das über den Weltkrieg hinaus im Kalten Krieg überdauerte und zur Grundlage einer Realivierungsangst wurde. Tatsächlich disziplinierte die Furcht davor, über das Thema stalinistischer Kriegsverbrechen in die Nähe der Goebbelschen Gräuelpropaganda gerückt zu werden, auch westliche Regierungen. Sie begründete – wieder in Großbritannien – die politische Abwehr von öffentlichen Gedenkinitiativen und Forderungen nach einer juristischen Untersuchung der Massenerschießungen, wie sie etwa von Władysław Anders, einem polnischen Militär im britischen Exil, erhoben wurden. Im Jahr 1950 etwa lehnte das britische Außenministerium Anders Appell mit dem Einwand ab, dass „even as a propaganda stunt Katyn is too closely identified with Dr. Goebbels“¹⁸.

Tatsächlich wurden die Massenerschießungen von rechtsextremen Gruppen und jenen thematisiert, die mit dem Hinweis auf das Verbrechen den Vernichtungskrieg des Dritten Reiches relativierten. Für viele deutsche Kriegsteilnehmer bot Katyn zunächst die Chance, die Ehre von Vaterland und Wehrmacht wiederherzustellen. Die Briefe ehemaliger Wehrmachtsoldaten, die den US-Untersuchungsausschuss während seiner Arbeit 1952 in der Bundesrepublik erreichten, geben darüber beredt Auskunft. In einem Schreiben hieß es unter anderem: „Wenn ich mein Geheimnis freigebe, meine Fotografien, Unterlagen und selbst hergestellten Schmalfilme auch aus dem Wald von Katyn dem amerikanischen Repräsentantenhaus zur Verfügung zu stellen bereit bin, so diene ich damit der Aufklärung eines schweren Verbrechens, der Bloßstellung der Sowjetunion als Lügner und Märchenerzähler [...] Ich diene ferner meinem deutschen Vaterlande bei der Wiederherstellung seiner Ehre und meinen gefallenen Kameraden, denen die Sowjetunion ein schweres Verbrechen angedichtet hat.“¹⁹ In den 1980er Jahren, in denen Katyn im Zuge der Solidarność-Bewegung zu einem öffentlich diskutierten Geschichtsthema in Polen wurde, das auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs nicht mehr zu ignorieren war, nutzten rechtsextreme Autoren die Gelegenheit für ihre Abrechnung mit der bundesrepublikanischen Weltkriegserinnerung. 1986 erschien in dem für seinen militanten Geschichts-revisionismus bekannten rechtsextremen Verlag Vowinckel das Buch „Die Wahrheit über Katyn. Der Massenmord an polnischen Offizieren“. Nur verbrämt und mit dem abgenutzten „Aber“ verwahrte sich der Autor darin vor dem Relativierungsvorwurf. „Um von vornherein klarzustellen“, so Hendrik van Bergh in der Einleitung, „diese Untersuchung ist kein Versuch, Kriegsverbrechen gegeneinander aufzurechnen. Holocaust und Völkermord entziehen sich einer historischen Bilanz von Soll und Haben an Menschenleben. Aber es muss auch gestattet sein festzustellen, dass nicht nur die Deutschen ‚an allem schuld sind‘.“²⁰

Die Stalinismus-Erinnerung im Kalten Krieg war in einem „Relativierungsgeist“ verfangen, das aus der Hierarchisierung der Gewalt und Gewalterinnerung erwuchs. Der Umgang mit dem Stalinismus, der rechten Gruppen, osteuropäischen Emigranten und den sogenannten Renegaten überlassen war, wurde oft – und häufig nicht zu Unrecht – als Angriff auf die Singularität des Ho-

¹⁸ Sanford, *Katyn* (Anm. 10), S. 178.

¹⁹ NARA, Records of the U.S. House of Representatives, Record Group 233, Committee Papers, Box 3, Folder: German letters answered. Brief von „Fritz 060912“ über das Auswärtige Amt an das US-Repräsentantenhaus vom 5. 10. 1951.

²⁰ Hendrik van Bergh, *Die Wahrheit über Katyn. Der Massenmord an polnischen Offizieren*, Berg am See 1986, S. 14.

locaust verstanden. Ich komme an dieser Stelle nicht umhin, auf den Historikerstreit der späten 1980er Jahre zu verweisen; eine geschichtspolitische Debatte, der die Frage nach der Vergleichbarkeit von Nationalsozialismus und Kommunismus zugrunde lag. Denjenigen, die wie Joachim Fest die Vergleichbarkeit beider Diktaturen befürworteten, wurde von jenen, die sie, wie etwa Jürgen Habermas oder Wolfgang Ippermann grundsätzlich ablehnten, Relativierungsabsicht und Infragestellung der Einzigartigkeit der national-sozialistischen Verbrechen unterstellt. Die Hierarchisierung der Gewalt, die den Holocaust als "Verbrechen aller Verbrechen" feschrieb, war jedem historischen Diktaturvergleich eingeschrieben. Sie ging ihm voraus. Der Vergleich zwischen dem Nationalsozialismus und dem Stalinismus war nur unter dem Diktum der Singularität möglich; ein Diktum, dass sich im Vergleichen selbst bestätigte. Bei allen hervor-ragenden Studien, die der historische Diktaturenvergleich in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat – sei es zur politischen Struktur totalitärer Gesellschaften, zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden des Besatzungsterros oder zum Zusammenhang von politischer Repression und juristischer Legitimation, etwa am Beispiel der Moskauer Schauprozesse und der Urteile des Volksgerichtshofes – ist die Bedingung des Vergleichs zu seinem Problem geworden. Sie reproduziert eine Gewalthierarchie, die die historische Methode oft unintendiert, aber nahezu unausweichlich in eine heuristische Leere entlässt.

Wenn der Nationalsozialismus das „Böse an sich“ war, dann konnte der Stalinismus nicht ebenso böse oder gar böser sein. Diese Gewalthierarchie prägte die Stalinismus-Erinnerung im westlichen Europa des Kalten Krieges und sie hat etwas mit dem Glauben an Fortschritt zu tun. Sie ließ Stalins Verbrechen stets weniger extrem erscheinen, einerseits weil sie, wie etwa Hannah Arendt begründete, in ihrer moralischen Legitimation altmodischer waren. Im Unterschied zum National-sozialismus, so argumentierte Arendt in ihrer 1965 an der New School for Social Research in New York gehaltenen Vorlesung "Some Questions of Moral Philosophy" (zu deutsch: Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik), habe der Stalinismus nicht den totalen Zusammenbruch aller geltenden moralischen Normen benötigt. Stalin verhielt sich wie ein gewöhnlicher Verbrecher, der seine Taten nie-mals zugeben kann, sondern im Wissen um die Moralverletzung innerhalb des bestehenden Wertekanons heuchlerisch rechtfertigt. Der Nationalsozialismus, der keiner moralischen Norm bedurfte, konnte auf diese Heuchelei verzichten. Das Nazi-Regime war, wie Arendt schrieb, "moralisch, nicht gesellschaftlich, extremer als das Stalin-Regime in seiner schlimmsten Gestalt. [...] Von einem streng moralischen Standpunkt aus waren Stalins Verbrechen sozusagen altmodisch."²¹

Aber auch die umgekehrte Begründung war möglich. Die sogenannte revisionistische Sowjetforschung, die in den 1970er Jahren vor allem in den USA entstand, hielt Stalins Verbrechen für weniger extrem, nicht weil sie auf einer altmodischen Moral, sondern auf einem moralischen Radikalismus und einer "Umwertung aller Werte" gründeten.²² Der Glaube an den egalitären Entwurf einer kommunistischen Gesellschaft und an die Utopie des neuen Menschen bedingten diese Umwertung, die den Terror in Gang setzte. Die Utopie war seine Legitimation. Beide Erklärungsmuster, die ich hier in aller Kürze und extrapoliert gegenübergestellt habe, betrachteten die Gewalt des Stalinismus nicht als das "Böse an sich". Sie war entweder der Kollataralschaden einer radikalen Modernisierung und Gesellschafts-utopie oder eben die Folgeerscheinung einer gelegentlich kulturalistisch begründeten Rückständigkeit.

²¹ Hannah Arendt, *Über das Böse. Eine Vorlesung zur Fragen der Ethik*, München 2006, S. 14f.

²² Fitzpatrick, Sheila. "Russia's Twentieth Century in History and Historiography," *The Australian Journal of Politics and History*, Vol. 46, 2000.

Kein Ort. Europa

Osteuropa ist tot. Mit diesem Ruf hat der Berliner Historiker Jörg Baberowski in den 1990er Jahren eine heftige Diskussion über den Platz der osteuropäischen Geschichte und der Osteuropaforschung nach dem Ende des Kalten Krieges ausgelöst. Baberowski, der dem Fach zu Recht eine jahrzehntelang kultivierte Selbstisolation und einen methodischen Provinzialismus vorwarf, plädierte für die Überwindung eingeübter politisch-ideologischer Grenzen. Erst wenn die Osteuropaforschung die bequeme Nabelschau beende, könne auch ihr Gegenstand, die Osteuropageschichte, in einer nach Epochen und Methoden differenzierten europäischen Geschichte aufgehen. Die künstliche Teilung durch den Eisernen Vorhang wäre von einer derartig strukturierten europäischen Geschichtsschreibung lediglich noch zu historisieren. Nun ist auch Westeuropa tot. Und wem das zu hart klingt, kann gern vergangen sagen. Im Unterschied zu dem durch das Ende der Sowjetunion und die zahlreichen Nationalstaatsgründungen sichtbaren Ende Osteuropas vollzieht sich die Erosion des alten Westeuropa chronischer. Neunundzwanzig Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer sind Ost- und Westeuropa jedoch nicht nur als politisch-ideologische Einheiten vergangen. Auch ihre Geschichte erscheint wieder ungebändigt; alte Gewissheiten lösen ein Unbehagen aus und die Koordinatensysteme der Erinnerung scheinen verschoben. Sie stoßen aufeinander und produzieren verstörende Geschichts- und Opferkonkurrenzen.

Zweifelsohne gibt es verschiedene Möglichkeiten, den konkurrierenden Referenzerzählungen zu begegnen. Da existiert zum Beispiel der europapolitisch praktizierte Versuch, die „europäischen Geschichtskämpfe“ mit einem Ausgleich an Gedenktagen und Erinnerungsgesetzen zu befrieden. Vor diesem Hintergrund folgten auf die Stockholmer Erklärung, den Holocaust als zentralen Bezugspunkt der europäischen Erinnerung festzuschreiben, die Zugeständnisse an die neuen osteuropäischen Mitglieder, auch der Opfer des Hitler-Stalin-Paktes zu gedenken. Ob der Versuch der Vielzahl an partikularen Gewalterfahrungen und Opferidentitäten mit einem mehr an Gedenktagen gerecht zu werden, gelingen kann, darf angezweifelt werden. Womöglich weitete er nur jene Erstarrung im Ritual aus, die Historikerinnen wie Ulrike Jureit bereits für die bundesdeutsche Erinnerungskultur konstatierten. Eine Auseinandersetzung mit den Widersprüchen und den Verstörungen der europäischen Gewaltgeschichte ist mit der Installation von Gedenktagen nicht verbunden. Die Auslagerung der Geschichte in Symbole und Rituale scheint sie vielmehr – denken Sie nur an Robert Musils Skepsis gegenüber den Denkmälern – zu verhindern. Geschichte aber muss, so der Leipziger Historiker Stefan Troebst, weh tun, um Wirkung zu erzielen.²³

Ein Mehr an Gedenken steht der Anerkennung jener „Wechselrahmen“ der Erinnerung im Wege, die der französische Soziologe Maurice Halbwachs jedem Gedächtnis eingeschrieben hat. Erinnerungen ändern sich, so Halbwachs, in dem Maße, in dem sich ihre Gegenwart und ihre Akteure – ihre Rahmung – ändern. Eine andere Möglichkeit den konkurrierenden Geschichten und Erinnerungen zu begegnen, besteht in der Anerkennung dieser „Wechselrahmen“. In Bezug auf die Geschichte und Erinnerung an den Stalinismus ginge es somit um die historische Auseinandersetzung mit der internationalen Dimension stalinistischer Gewalt und deren Einfluss auf die europäische Erinnerungskultur. Damit ist nicht primär die Wiederaufnahme jener alten, aber nicht veralteten Diskussion gemeint, ob Russland und die Sowjetunion nun zu Europa gehören. Die Verortung Russlands und der Sowjetunion in der europäischen Geschichte war lange vor dem 20. Jahrhundert ein herausforderndes Unterfangen, das in intellektuellen Bewegungen wie der „Westler“ und der Slawophilen seine Entsprechung fand. Das Plädoyer für die Aufnahme der stalinistischen Gewaltgeschichte in die Erinnerungskultur Europas allein mit dem Hinweis auf

²³ Stefan Troebst, Süddeutsche Zeitung,

eine geographische und historisch-kulturelle Zugehörigkeit zu begründen, wäre mir zu wenig. In meinem Vortrag ging es mir vielmehr darum zu zeigen, dass der Stalinismus schon allein deswegen nach Europa gehört, weil seine Gewalt in Europa stattfand, selbst wenn die Zugehörigkeit der Sowjetunion und Russlands streitbar wären. Die Gewalt des Stalinismus prägte die Geschichte und die Erinnerungskultur des Kontinents – in Westeuropa und in Osteuropa. Auf die Diskussionen über seine ideellen Ursprünge im Konzept der europäischen Moderne kann ich hier nur hinweisen. Die “europäische Dimension” des Stalinismus, die Aufarbeitung stalinistischer Kriegsverbrechen oder auch sein Einfluss auf die ideologischen Kämpfe des Kalten Krieges sind in weiten Teilen noch Forschungs-desiderate, was einerseits mit dem schweren Archivzugang erklärt werden kann, andererseits aber auch mit einem Zögern vor den Verstörungen der Geschichte zu erklären ist.

Die Anerkennung der “Wechselrahmen” der Erinnerung setzt die Historisierung der Gewalterinnerung im Kalten Krieg voraus, ohne Furcht vor einer Relativierung dessen, was in den letzten Jahrzehnten zum Geschichtskonsens geworden ist. (Reinhardt Koselleck). Bei diesem Geschichtskonsens handelt es sich ja gerade nicht um ein „deliberate mismemory“, also ein bewusst falsches Gedächtnis, wie Tony Judt in seinem bahnbrechenden Buch über Europa nach 1945 schrieb. Es war eine Erinnerungskultur, die der Epoche des Kalten Krieges entsprach. Die eigentliche Herausforderung wird sein, die historischen Verstörungen des 20. Jahrhunderts in einer Darstellung der Widersprüche zuzulassen. Andererseits geht es um eine historische Darstellung von Widersprüchen, wie sie uns im Leben von Herta Müller und Oskar Pastior begegnen. Das Leben in einer Diktatur ist eine nervöse Gratwanderung, bei der eine geringe Gewichtsverlagerung fatale Folgen haben kann. Es ist eine schwierige Unternehmung, diese Gratwanderung, die für das Überleben notwendige Balance historisch zu rekonstruieren und in der Erinnerung zu symbolisieren. Beides ist umso schwerer, da die Nachgeborenen den Ausgang der Geschichte kennen. Wir haben uns angewöhnt, die Lage der Zeitgenossen ob ihrer Unwissenheit über das Ende oft als tragisch zu bezeichnen. Im Gegensatz dazu nennen wir den Blick der Historiker – ob ihres Wissens um den Ausgang – privilegiert. Ich bin mir nicht sicher, ob das so ist und ob man das Ganze nicht auch umdrehen könnte. Die Sorgfalt und Genauigkeit der historischen Profession akzeptiert die Tragik des Wissenden. Unser vermeintliches Privileg ist trügerisch, wenn wir die Möglichkeiten menschlichen Lebens zu schnell vom Ende her lesen. Das Leben in der Gewalt ist eine Möglichkeit menschlichen Zusammenlebens. Es kann keine gewünschte sein, aber es ist eine historische und an einigen Orten gegenwärtige Möglichkeit. Es ist ein verstörendes Da-Sein, dem sich Historiker nähern. Ob daraus eine europäische Erinnerungskultur folgen kann, vermag ich nicht zu sagen. Ich bin mir durchaus nicht sicher, ob Europa jemals ein europäisches Gedächtnis produzieren kann, das die “Kopräsenz des Disparaten” miterinnert. Und ich würde gern mit Ihnen darüber diskutieren. Vielen Dank!